

Zur Diskussion gestellt

Sprache, Sprachwissenschaft und soziale Verantwortung – wi(e)der Sicks

Péter Maitz und Stephan Elspaß

Niemand darf wegen seines Geschlechtes, seiner Abstammung, seiner Rasse, seiner Sprache, seiner Heimat und Herkunft, seines Glaubens, seiner religiösen oder politischen Anschauungen benachteiligt oder bevorzugt werden. (Art. 3, Abs. 3, Satz 1 Grundgesetz für die Bundesrepublik Deutschland)

In an age when discrimination in terms of race, colour, religion or gender is not publicly acceptable, the last bastion of overt social discrimination will continue to be a person's use of language. (Milroy 1998: 64 f.)

1. Vorbemerkung

Werner Roggensch hatte im Zuge seiner Antwort auf unseren Beitrag in Heft 34, 5 (2007) der *Info DaF* freundlicherweise zu einer Diskussion über das Thema »Der »Zwiebelfisch« im Deutschunterricht?« eingeladen. Wir möchten uns ausdrücklich bedanken für die Einrichtung des Forums, die abgedruckten Beiträge sowie die Möglichkeit zu antworten. In der in Fachzeitschriften (z. B. den *Info DaF*) und Zeitungen (z. B. Eisenberg 2006, Seidl 2006)¹ geführten Diskussion über das Phänomen »Bastian Sicks« sind sicherlich die meisten Argumente bereits ausgetauscht. Man möge uns nachsehen, wenn das eine oder andere Argument in unserem vorliegenden Beitrag zum wiederholten Mal

auftauchen sollte. Unser Anliegen ist jedenfalls nicht, die gesamte Diskussion noch einmal zu rekapitulieren. Vielmehr wollen wir uns auf unterschiedliche Grundpositionen konzentrieren, die in dieser Diskussion zutage getreten sind. Zunächst werden wir auf prinzipielle Unterschiede zwischen der linguistischen und der laienlinguistischen Sicht auf Sprache eingehen (2.) und unsere Kritik an Sicks fachlicher und didaktischer Kompetenz anhand einiger (kurzer) Illustrationsbeispiele noch einmal untermauern (3.). Im Zusammenhang mit unserer prinzipiellen Ablehnung der Sprachauffassung, die hinter den »Zwiebelfisch«-Glossen stehen, ist es uns wichtig, dieser Auffassung erneut unsere

1 Wir verweisen auch auf die Diskussionen in Internetforen, z. B. die Lesermeinungen zur Internetfassung des Artikels von Seidl (abrufbar unter der URL: <http://www.faz.net/s/RubC17179D529AB4E2BBEDB095D7C41F468/Doc-EF921B8E1C4DC4FBE967F64D58A920784~ATpl~Ecommon~Scontent.html>) oder die Diskussion, die sich an Peter Eisenbergs Kritik entzündete (vgl. <http://spiegelkritik.de/2006/11/12/sprachwissenschaftler-warnt-vor-bastian-sicks-unverantwortlichen-deutschtipps/>).

Überzeugungen zur Rolle der Linguistik als Wissenschaft und zu ihrer sozialen Verantwortung entgegenzuhalten und diese zu explizieren (4.). Auch wenn es lästig erscheint: Die Klärung einiger linguistischer Grundbegriffe (Fehler, Norm, Variation) ist unumgänglich (5.), da sie die Voraussetzung für das Verständnis unseres zentralen Anliegens sind, nämlich des Plädoyers für sprachliche Toleranz nicht nur gegenüber den Varietäten, die im Sprachalltag mit dem Standarddeutschen koexistieren, sondern auch gegenüber der Variation in der Standardvarietät selbst (6.). Wir explizieren dann nochmals, warum die Variation und die Sprachwandeltendenzen im gegenwärtigen Deutsch trotz aller (unbegründeten) Unkenrufe *nicht* zu seinem Verfall führen können (7.) und gehen abschließend auf die Frage ein, was zu tun sei (8.).

2. Warum Linguistik und Laienlinguistik verschieden sein müssen

Die in den letzten Heften der *Info DaF* geführte Diskussion über die linguistische und soziale Vertretbarkeit des Sickschen »Zwiebelfischs« (und artverwandter laienlinguistischer Delikatessen) hat – bei allen Gemeinsamkeiten – doch noch einmal deutlich die Differenzen vor Augen geführt, die zwischen dem einschlägigen Standpunkt der gegenwärtigen, modernen Linguistik einerseits (vgl. Maitz/Elspaß 2007, Ägel 2008, König 2008 sowie Meinunger 2008) und der laienhaften Sprachreflexion außerhalb der Linguistik andererseits (vgl. Hammer 2007, Roggusch 2007) besteht.¹ Das Ausmaß dieser

Differenzen darf insofern nicht verwundern, als es eine notwendige Konsequenz zweier grundsätzlich unterschiedlicher Erkenntniswege darstellt. Wissenschaftliches Wissen basiert per definitionem auf rationaler Erkenntnis. Laienwissen hingegen ist mehr oder weniger stark von subjektiven Eindrücken, auch Mythen, und nicht zuletzt von eigenen, (inter)subjektiven, oft auch politisch beeinflussten Überzeugungen geprägt bzw. *kann*, sofern ihm nicht wissenschaftliche Befunde zugrunde liegen, auch nur dadurch geprägt sein. Diese Differenzierung ist weniger anmaßend, als sie auf den ersten Blick erscheinen mag. Wem das Beispiel der Sprache nicht deutlich genug sein sollte, der/die² sei nur etwa auf die unterschiedlichen Vorstellungen von Laien und Wissenschaftlern über das Weltall, den menschlichen Metabolismus oder die Finanzmärkte verwiesen. Wenn in diesem Zusammenhang mit der »Flurbereinigung« der Wissenschaftler (Kaluza 2008: 432) eine *notwendige* Begriffsbildung, Interessenbildung und Spezialisierung der Linguistik gemeint ist, lässt sich allenfalls hinzufügen: Es ist in der Sprachwissenschaft nicht anders als in den anderen Wissenschaften. Freilich bringen sich Laien in Fragen kaum einer anderen Wissenschaft so stark ein wie in die der Sprachwissenschaft – es handelt sich ja um einen (vermeintlich) überschaubaren Gegenstand. Das eine freut die Wissenschaftler, das andere zwingt sie – vielleicht mehr als andere Wissenschaftler – dazu, stets auf die Grenzen des Wissenschaftlichen hinzuweisen.

-
- 1 Die publizierten Ansichten von Hammer und Roggusch rechnen wir insofern der laienlinguistischen Sprachreflexion zu, als die Verfasserin und der Verfasser Sicks Schaffen nicht von einem linguistischen Standpunkt heraus beurteilen und ihre Texte auf die einschlägige und ausschlaggebende linguistische Fachliteratur auch keine Rücksicht nehmen.
 - 2 Aus platzökonomischen Gründen verwenden wir im Folgenden bei Bezeichnungen für Personen nur das generische Maskulinum.

Natürlich wünschen sich auch Sprachwissenschaftler, dass ihre Erkenntnisse den Weg in die angewandte Linguistik, die Sprachdidaktik und die sprachinteressierte Öffentlichkeit finden. Die in der Diskussion zutage getretenen Differenzen sind jedoch insofern höchst bedenklich, als sie zeigen, wie wenig moderne linguistische Erkenntnisse außerhalb von linguistischen Fachkreisen – selbst unter nicht linguistisch ausgebildeten Germanisten – verbreitet sind. Dieser Umstand wirft die Frage nach der Verantwortung und zum anderen der (In)Effizienz sämtlicher betroffenen Instanzen (Linguistik, Sprachdidaktik, Sprach- und Bildungspolitik) auf und stellt u. E. ein brennendes Problem dar, das dringend in gebührendem Rahmen diskutiert werden sollte. Im bescheidenen Rahmen dieses Beitrags wird es natürlich nicht gelingen können, laienlinguistische Mythen und die zahlreichen Manifestationen oft lange tradierten linguistischen Aberglaubens systematisch aus dem Weg zu räumen¹ oder gar einen Handlungsplan zu ihrer Beseitigung zu entwerfen.

Wir werden uns im Folgenden zwangsläufig darauf beschränken müssen, neben einigen Begriffsklärungen auf das Mythenhafte in denjenigen Argumenten unserer Diskussionspartner hinzuweisen, mit denen sie Bastian Sicks Schaffen glauben, fachlich verteidigen und legiti-

mieren zu können. Wir werden also versuchen, zumindest die wichtigsten *konkreten* Argumente, die in der bisherigen Diskussion für Sick und in dem Zusammenhang gegen die von uns vertretene Linguistik hervorgebracht worden sind, vor dem Hintergrund einschlägigen Fachwissens kritisch zu hinterfragen und ihre Unhaltbarkeit aufzuzeigen.²

3. Warum der »Zwiebelfisch« schon einmal gar nicht in den Deutschunterricht gehört

In einer Hinsicht erschien uns Werner Roggauschs Argumentationsgang besonders befremdlich: Er nimmt in seinem Beitrag zu genuin linguistischen Fragen Stellung, hält es aber offenkundig nicht für notwendig, dies unter Berücksichtigung der einschlägigen Fachliteratur, d. h. des aktuellen linguistischen Forschungsstandes zu tun, und er lädt zur Diskussion ein, will sich aber nicht damit aufhalten, auf konkrete linguistische Fallbeispiele einzugehen:

»[Maitz/Elspaß] werfen dem Autor [d. h. Sick – P. M., S. E.] unzureichende linguistische Kenntnisse und sachlich-fachliche Fehler vor. Die Belege zur Verifizierung dieses Vorwurfs überzeugen mich nicht recht. *Aber dies ist mir nicht so wichtig.* Ich will die Belege nicht im Einzelnen kommentieren« (Roggausch 2007: 527; Hervorhebung von uns – P. M., S. E.).

Nun denken wir einerseits, dass die von uns (zwangsläufig nur exemplarisch)

1 Viele von ihnen werden – in durchaus unterhaltender, leicht nachvollziehbarer Form – in Bauer/Trudgill (1998), Davies/Langer (2006), Meinunger (2008) und Denkler/Günthner/Imo/Macha/Meer/Stoltenburg/Topalović (2008) re- und dekonstruiert. Wie alt viele sprachliche Mythen über das Deutsche sind und in welchem Maße sie von unterschiedlichen politischen Systemen in der deutschen Vergangenheit beeinflusst und instrumentalisiert wurden, zeigt Law (2007).

2 Um ein Ausufern der Diskussion zu vermeiden, werden wir auch auf eine systematische Auseinandersetzung mit all denjenigen – zweifelsfrei interessanten, mit unserem eigentlichen Diskussionsgegenstand aber nur indirekt zusammenhängenden – wissenschaftsgeschichtlichen, sprachphilosophischen, wissenschafts- und erkenntnistheoretischen Fragen und Aspekten verzichten müssen, die von Roggausch (2007) und Kaluza (2008) in die Diskussion gebracht worden sind.

aufgezeigten und von Schneider (2005), Ägel (2008), Meinunger (2008) und anderen auch vielfach und detailliert nachgewiesenen *groben sachlichen und terminologischen Fehler* eines der wichtigsten Argumente, wenn nicht gar das entscheidende Argument gegen die fachliche Vertretbarkeit und Empfehlbarkeit von Sicks Büchern im Deutschunterricht darstellen. (Ausgangsfrage war ja, ob sie für den DaF-Unterricht taugen.) Deshalb darf u. E. im Interesse einer sachlichen und konstruktiven Diskussion die notwendige Offenlegung und Kom-

mentierung solcher Fehler (wohlge-merkt: Sicks Fehler) nicht mit leichter Hand vom Tisch gefegt werden. So könnte man sich über die von Roggausch nur angesprochenen, aber nicht aufgegriffenen Beispiele für Sicks Inkompetenz, die wir zur Illustration auf-führten (vgl. Maitz/Elspaß 2007: 520 und 523) und die Roggausch aber nicht über-zeugen wollten, doch leicht in der Du-den-Grammatik oder so ähnlich in einer der anderen wissenschaftlich-beschrei-benden Grammatiken informieren.¹ Si-cher, diese Grammatiken treffen implizit

1 Hier aus Platzgründen in einer Fußnote und in gebotener Kürze (für nähere Erläute-rungen vgl. jeweils die angegebenen Randnummern der aktuellen Duden-Grammatik 2005, die ja jeder nachlesen kann):

– »Die Verben ›stehen‹, ›liegen‹ und ›sitzen‹ drücken keine Bewegung aus, daher werden sie standardsprachlich mit ›haben‹ konjugiert: Ich habe gegessen, ich habe gelegen, ich habe gestanden. In Süddeutschland und in Österreich sagt man dennoch ›Ich bin gegessen‹, ›Ich bin gelegen‹ und ›Ich bin gestanden‹« (Sick 2006: 222).

Kommentar: Es ist durchaus standardsprachlich – übrigens auch in der Schweiz –, die zusammengesetzten Vergangenheitsformen von *stehen*, *liegen* und *sitzen* mit *sein* zu bilden (Duden-Grammatik 2005: 660).

– »normalerweise steht das Attribut vor dem Hauptwort« (Sick 2004: 24).

Kommentar: Die Stellung des Attributs nach dem substantivischen Kern/dem ›Haupt-wort‹ ist genauso normal wie die *vor* diesem (Duden-Grammatik 2005: 1228); nur bei Genitivattributen von artikellosen Eigennamen sowie bei adjektivischen Attributen ist die Voranstellung normal, bei allen anderen die Nachstellung – und selbst diese war und ist bei unflektierten Adjektiven nicht ganz ungewöhnlich (Duden-Grammatik 2005: 467). Typisch ist übrigens in Sicks (2004: 23 ff.) »Puromanie-Glosse«, der dieses Zitat entnommen ist, die Vorgehensweise, aus funktional beschränkten Spezialfällen markierter Formen (hier die Nachstellung von Adjektiven in *Erlebnis pur*, *Urlaub mediterran*, *Fußball total*; das Beispiel *Bargeld sofort*, Sicks (2004: 24), passt übrigens gar nicht in die Reihe, da *sofort* gar kein Attribut und schon gar kein Adjektiv ist) unzulässig zu verallgemeinern (»Was würde aus dem normalen Alltag, dem perfekten Moment, den losen Gedanken? Alltag normal, Moment perfekt, Gedanken los?«; Sicks (2004: 25). So werden Popanze aufgebaut.

– »Bei Gleichheit sagt man wie, bei Ungleichheit als. Das nennt man Positiv und Komparativ« (Sick 2004: 295).

Kommentar: Positiv und Komparativ sind (Flexions-)Formen im Komparationspara-digma des Adjektivs (Duden-Grammatik 2005: 496–499). »Gleichheit« und »Ungleich-heit« sind dagegen semantische Größen; um diese darzustellen, genügt es auch nicht, neben dem Positiv bzw. dem Komparativ eines Adjektivs nur die Vergleichspartikel *wie* bzw. *als* herzunehmen (vgl. die Ungleichheit in *Strecke a ist doppelt so lang wie Strecke b.* und die Gleichheit in *Fabiana wollte so lang als möglich unter Wasser bleiben.* Duden-Grammatik 2005: 503).

– »Das Füllwörtchen ›halt‹ ist weder falsches Deutsch, noch ist es schlechtes Deutsch. Es ist mundartlich. Man benutzt es vor allem im süddeutschen Raum, dort, wo alemanni-sche und bairische Dialekte gesprochen werden. In der Hochsprache sind eher die gleichbedeutenden Ausdrücke ›eben‹ und ›nun einmal‹ gebräuchlich.« (Sick 2005: 112).

auch normative Aussagen, sie stützen diese aber zumindest auf Korpora des – wie auch immer definierten – Standarddeutschen der Gegenwart (Näheres dazu unter 6.). Dies alles müsste im Grunde auch Sick, falls er sich nicht als unfehlbarer Sprachpapst begreift, nachschlagen (lassen) können – hat er aber offenbar nicht. Dazu kommen – wie ja auch Manfred Kaluza (2008: 434) noch einmal herausstellt – schwere konzeptionelle Mängel, die die Sick'schen Bücher als in jeder Hinsicht untauglich für den DaF-Unterricht erscheinen lassen. Wenn aber nun ihr (vermeintlicher) Unterhaltungswert mit klaren inhaltlichen und didaktischen Defiziten erkaufte ist, kann das Urteil – das wiederholen wir und dabei bleiben wir – allein schon aus diesem Grund nur lauten: Lest es unretwegen, wenn es Euch unterhält, aber benutzt und empfiehlt es bloß nicht für den Deutschunterricht (es sei denn, als Illustrationsbeispiel für einen verengten, elitären Begriff von Sprachpflege und Sprachkritik).

4. Über Aufgaben der Linguistik und ihre wissenschaftliche und soziale Verantwortung

Unser zweiter und für uns wichtigerer Einwand gegen eine Empfehlung der »Zwiebelfisch«-Texte für den Deutschunterricht – auch das sei wiederholt – geht über die aufgezeigten Schwächen im grammatisch-linguistischen Bereich hinaus: Es sind Sicks Vorstellungen von

Sprachnormen und ›Sprachrichtigkeit‹, die einer sprachlichen Intoleranz gleichkommen, sowie die sprachliche Diskriminierung von Millionen von Muttersprachlern des Deutschen, die sich faktisch ergibt, wenn man seine Bücher und Kolumnen als sprachautoritativ ansieht, sie entsprechend konsultiert und als Lehrbücher einsetzt.

Ein Punkt, in dem wir Werner Roggausch schwer folgen können, betrifft die Frage des Verhältnisses der Linguistik zu sprachnormativ-präskriptiven Tätigkeiten. Er vertritt diesbezüglich offenbar die These, die Linguistik müsse sehr wohl auch normativ auftreten und – im Gegensatz zu ihrer heutigen deskriptiven Sicht- und Vorgehensweise – sich auf Richtig-Falsch-Entscheidungen einlassen, so wie Sick und seine Zunftgenossen es auch tun. Andernfalls sei sie »banal und belanglos« (Roggausch 2007: 529). Dass hier zunächst einmal grundsätzlich die Aufgaben von Sprachwissenschaft und Deutschunterricht zu unterscheiden sind, muss nicht näher erläutert werden. (Zur Rolle sprachlicher Normen im Unterricht Näheres unter 5.) Aber es geht noch weiter: Deskriptive Formen von geisteswissenschaftlichen Tätigkeiten erklärt Roggausch kurzerhand für positivistisch, und implizit stellt er es so dar, als ließen sie politisch-praktische Probleme und Konsequenzen außer Acht (Roggausch 2007: 529). Nun wollen wir die *Info DaF* zwar, wie gesagt, nicht in ein Forum

Kommentar: Die Abtönungspartikel *halt* ist vielleicht typischer für die gesprochene als für die geschriebene Standardsprache, aber sie gilt *halt* – wie *eben* – ebenfalls als standardsprachlich (Duden-Grammatik 2005: 875, 878).

– »Adventszeit ist die Zeit des Advents, hier lässt sich das Fugen-s also mit dem Genitiv rechtfertigen« (Sick 2005: 182)

Kommentar: Das Fugen-s in *Adventszeit* mag sprachhistorisch auf die Genitivendung des vorangestellten Attributs zurückzuführen sein (und gilt deswegen als ›paradigmisch‹), gegenwartssprachlich ist es aber nicht mehr als Genitiv-s zu »rechtfertigen« (vgl. Duden-Grammatik 2005: 1089).

wissenschaftstheoretischer Ausführungen und Diskussionen verwandeln, eins muss aber an dieser Stelle dennoch ausdrücklich festgehalten werden: Zwischen Positivismus und wertfreiem Deskriptivismus besteht gar kein direkter Zusammenhang. Deskriptive, nicht wertende wissenschaftliche Tätigkeiten sind bei weitem nicht zwangsläufig positivistisch und schon gar nicht banal und belanglos. Man wird wohl kaum verantwortungsvoll sagen können, dass die Mathematik, die Physik, die Philosophie oder die Anthropologie etc. – als nicht normative Wissenschaften – allesamt positivistisch, banal und belanglos wären. Wenn aber diese es nicht sind, warum wäre die heutige, ebenfalls dezidiert deskriptiv arbeitende und ebenfalls theoretisch fundierte Linguistik zwangsläufig positivistisch, banal und belanglos? Wir möchten Werner Roggusch nicht unterstellen, dass er die Ansicht vertritt, Literaturwissenschaftler müssten, um nicht positivistisch, banal und belanglos zu sein, den von ihnen behandelten Autoren vorschreiben, was und wie sie schreiben sollten. Genauso ist auch die Vorstellung von einer Biologie absurd, in der sich Biologen zu Aussagen hinreißen ließen, wonach etwa Fische schlechte(re) Tiere sind, nur weil sie nicht durch Lungen, sondern mit Hilfe von Kiemen atmen. Warum und mit welcher Legitimation sollte dann gerade die Linguistik vorschreibend auftreten und den Sprechern/Schreibern einer Sprache sagen dürfen, wie sie sprechen/schreiben sollten, ob sie etwa die Präposition *wegen* mit Genitiv statt mit Dativ zu verwenden hätten? Die Linguistik als Wissenschaft hat – genauso wie die anderen Wissenschaften – grundsätzlich die Aufgabe, ein Fragment der Wirklichkeit zu beschreiben und zu erklären. Und nur weil sie dies unvoreingenommen, des-

kriptiv tut, anstatt sich als Sprachpolizei zu behaupten und ganze Sprachgemeinschaften regulieren und zurechtweisen zu wollen (schlimm genug, dass andere dies tun), ist sie noch keineswegs gleich positivistisch und auch nicht belanglos und banal. Positivistisch wäre sie per definitionem nur, wenn sie die Beschränktheit menschlicher Erkenntnis auf das erfahrungsmäßig Gegebene verkündend, d. h. ohne theoretischen Anspruch arbeitend, nur unmittelbar beobachtbare Fakten registrieren und Daten klassifizieren würde. (Banal und belanglos wäre sie aber selbst in diesem Fall nicht zwangsläufig.) Die heutige moderne Linguistik, die über all dies hinaus auch dezidiert nach theoretisch fundierten Erklärungen für die von ihr beobachteten Phänomene sucht, ist aber weit von dem entfernt. Und genau weil sie das ist, kann sie (heute wieder) sehr wohl an das Humboldtsche Welt- und Wissenschaftsbild anknüpfen, selbst wenn Roggusch (2007: 529) einen Gegensatz zwischen Humboldt und der heutigen, seiner Meinung nach positivistischen deskriptiven Linguistik suggeriert. Humboldt war nämlich in der Tat alles andere als ein Positivist – genauso war er aber auch alles andere als ein normativistischer Spracharistokrat. Vielmehr war er – in striktem Gegensatz zu Sick und anderen intoleranten Normativisten – grundsätzlich ein aufgeklärter und toleranter linguistischer Egalitarist, der die Ansicht vertrat,

»dass sich [...] in jeder [Sprache] jede Ideenreihe ausdrücken lässt. Dies aber ist bloß eine Frage der allgemeinen Verwandtschaft aller, und der Biegsamkeit der Begriffe, und ihrer Zeichen. Für die Sprachen selbst und ihren Einfluß auf die Nationen beweist *nur was aus ihnen natürlich hervorgeht; nicht das wozu sie gezwängt werden können, sondern das, wozu sie einladen und begeistern*« (Humboldt 1994 [1820]: 21; Hervorhebung von uns – P. M., S. E.).

Alles in allem muss also festgehalten werden, dass eine wissenschaftlich und sozial vertretbare und verantwortungsvolle Linguistik, die sich nicht in den Dienst der Konstruktion und Legitimation irgendeiner sprachlichen Macht und damit zwangsläufig auch der Herstellung von sozialer Ungleichheit stellen will, in Bezug auf sprachliche Regeln und Gebrauchsnormen – dazu die Erläuterungen im nächsten Abschnitt – nur deskriptiv und explanativ verfahren kann und verfahren darf. Ihre Aufgabe ist es also nicht, das, was unter dem Etikett ›Sprachpflege‹ auch in Deutschland stattfindet, zu betreiben.¹ Sehr wohl kann sie sich auch sprachkritisch äußern – so wie wir es hiermit auch tun und wie es germanistische Kollegen nicht erst seit der Gründung der Zeitschrift *Aptum* (Untertitel: »Zeitschrift für Sprachkritik und Sprachkultur«), sondern spätestens seit den frühen (!) 1960er Jahren tun.² Nur darf man – um hier abermals die Grenzen abzustecken – linguistisch begründete Sprachkritik nicht mit publizistischer Sprachkritik verwechseln. Instruktiv sind diesbezüglich schon die (auch autobiographischen) Ausführungen von Polenz (2005) zum Streit über das *Wörterbuch des Unmenschen* (und der unheiligen Allianz von publizistischer Sprachkritik und ideologisiertem, »inhaltsbezogenen« »Panlinguismus«) sowie darüber hinaus das einschlägige Kapitel im dritten Band seiner Sprachgeschichte (von Polenz 1999: 294 ff.), die wir nicht

nur (angehenden) Germanisten, sondern wirklich allen Sprachinteressierten, DAAD-Verantwortlichen, Goethe-Instituts-Mitarbeitern sowie Deutschunterrichtsreferenten in den Kultusministerien nachdrücklich zur Lektüre empfehlen.

5. Immer wieder notwendige Differenzierungen: Fehler, Normen und Regeln

Die von uns skizzierten Aufgaben der Linguistik schließen freilich nicht aus, dass Linguisten, die i. d. R. nicht nur Forscher, sondern auch Lehrer sind, so wie DaF- und andere Deutschlehrer in ihrer alltäglichen Lehr- und Korrekturpraxis normative Urteile fällen dürfen und sogar müssen. Es ist ja nicht so – und wir hoffen, dass dies kein Leser tatsächlich aus unserem Beitrag herausgelesen haben will –, dass wir für ein ›anything goes‹ plädieren würden. Nur ist es unerlässlich, dass normative Aussagen (etwas anderes sind ja auch Korrekturen nicht) linguistisch fundiert, wohlbegründet und regional, medial, funktional etc. differenziert zu treffen sind – und das ist ja gerade, was Sick nicht schafft und was jeder linguistisch gut geschulte DaF-Lehrer dem selbsternannten ›Sprachrichter‹ voraushat. Man muss darüber hinaus auch genau sagen, von welchen »Normen« und von welchen »Fehlern« man spricht (vgl. dazu auch Schneider 2005). Kompetente DaF-Lehrer werden etwa zwischen ›Normfehlern‹ und ›Systemfehlern‹ zu unterscheiden wissen: »Systemfehler bleiben unter allen Umständen

1 Das ist freilich auch in der Linguistik nicht völlig unumstritten, vgl. etwa die Diskussion zwischen Jochen A. Bär und Wolf Peter Klein in der *Zeitschrift für Germanistische Linguistik* (Bär 2002, Klein 2002, Bär 2003).

2 Falls Werner Roggausch mit seiner Wahrnehmung, dass die Sprachgermanistik nach dem Zweiten Weltkrieg »inhaltsleer und überhaus [sic] harmlos« (Roggausch 2007: 529) gewesen sei, nicht allein stehen sollte, bedarf es dringend einer Revision der Fakten, bevor aus dieser Anschauung ein neuer wissenschaftshistorischer Mythos entsteht.

Fehler, Normfehler nur unter bestimmten« (Eisenberg 2007: 212).¹ Und es geht darüber hinaus auch um die Frage, ob wir von ›Richtigkeitsnormen‹ oder ›Angemessenheitsnormen‹ reden; darauf weist auch ausdrücklich Werner König in seinem kurzen Beitrag (2008: 61) hin. Angemessenheitsnormen liegen keine sprachimmanenten Kriterien zugrunde, für sie gelten nur soziale Gründe (vgl. Steger 1980: 211 f.). Man fragt also danach, ob ein bestimmter Sprachgebrauch in dieser und jener Situation gegenüber diesem oder jenem Kommunikationspartner angemessen ist (z. B. die Anrede *Hallo*, mit der jemand eine E-Mail beginnt).² Richtigkeitsnormen (oder Korrektheitsnormen) dagegen setzen gesetzte oder kodifizierte Normen voraus. Bei Richtigkeitsnormen geht es nur um ›richtig‹ oder ›falsch‹. Da Manfred Kaluza (2008: 435 f., 439 ff.) das schöne Beispiel der *tun*-Fügung ins Spiel bringt, sei es gleich zur Explizierung dieser Unterscheidung aufgegriffen: Aus sprachsystematischer Sicht ist an der Konstruktion mit *tun* + Infinitiv nichts auszusetzen – ja, sie passt sich sogar wunderbar in die Entwicklung der deutschen Sprache zu einem eher analytischen Sprachtyp ein. (Vgl. die Entwicklung der Fügungen mit

Modal- oder Hilfsverb mit Vollverb-Infinitiv im Deutschen zum Ausdruck von Modalität, Temporalität etc.) Und sie trägt sogar einen funktionalen Mehrwert gegenüber ›einfachen‹ Verbformen, da man mit ihr z. B. aspektuelle Verhältnisse im Deutschen zum Ausdruck bringen kann (Habitualität, Progressivität u. a., vgl. Schwitalla 2006). Sie zieht also nicht pauschal eine ›Simplifizierung der Grammatik‹ nach sich, wie Sick meint – allenfalls der Morphologie (weshalb sie natürlich besonders von Kindern in einer bestimmten Phase des Erstspracherwerbs immer noch häufig benutzt wird). Aber sie gilt eben seit ca. 300–400 Jahren in der deutschen Schriftsprache als ›unfein‹, ›nicht elegant‹ etc., weil ihr Gebrauch, zuerst vom Urteil weniger Spracharistokraten ausgehend, insbesondere von Gymnasial- und dann auch von anderen Schullehrern, immer mehr stigmatisiert wurde. Das weitgehende Verschwinden der *tun*-Fügung aus der Schriftsprache lässt sich historisch-soziolinguistisch erklären – so wie es Langer (2001) detailliert getan hat. Und weil die Fügung als stigmatisiert gilt, ist der – in dieser Hinsicht einfalllose – Drehbuchautor des Fernsehfilms »In Sachen Kaminski«, den Kaluza erwähnt, auf die Idee verfallen,

1 Zum Unterschied von ›Normfehler‹ und ›Systemfehler‹ vgl. Eisenberg/Voigt (1990); zum Unterschied zwischen ›Norm‹ und ›System‹ ausführlich Ägel (2008: 64ff.). Zur Illustration noch einmal die Beispiele von Ägel (2008: 67): *frohen Mutes* statt *frohes Mutes* wurde einmal als Normfehler in einer bestimmten Varietät des Deutschen, nämlich der deutschen Schriftsprache, betrachtet, ist dort aber heute die Norm. Zugrunde lagen zwei verschiedene, miteinander in Konflikt – oder besser: in Konkurrenz – stehende Systeme der Adjektivflexion. *Meines Erachtens nach* ist grammatisch gesehen ein Systemfehler, weil die Präposition *nach* mit dem Genitiv steht; seine Entstehung ist durch eine Kontamination von *meines Erachtens* und *meiner Meinung/Auffassung/Ansicht nach* zu erklären; und wenn viele den Fehler nicht bemerken und wiederholen, dann kann selbst aus solchen Normfehlern – wie schon im Fall von *nachts* – einmal eine normgerechte lexikalische Einheit entstehen.

2 Die Beurteilung von – auch durchaus grammatisch ›korrekten‹ – Äußerungen nach Angemessenheitsnormen ist übrigens, wie Schneider (2005: 174) bemerkt, ein Bereich, in dem semantisch, pragma- und/oder soziolinguistisch begründete Sprachkritik ansetzen kann.

dem sozial diskriminierten Ehepaar Kaminski die sozial stigmatisierte *tun*-Fügung (und übrigens auch den possessiven Dativ, z. B. *der Lona ihre Puppe*) so penetrant in den Mund zu legen, dass es wohl nicht nur Kaluza auf die Nerven fiel.¹ Systematisch ist die *tun*-Fügung also möglich, und wenn man nun weiter prüft, ob sie einen Normfehler darstellt, dann ist zu fragen, ob sie gegen eine gültige Richtigeitsnorm verstößt oder für bestimmte soziale Situationen in einer bestimmten Varietät als unangemessen gilt. Vor diesem Hintergrund macht es u. E. auch durchaus einen Unterschied – für Manfred Kaluza (2008: 440 f.) offenbar nicht –, ob die Fügung von einem »Sprachratgeber« wie Sick als »nicht gerade elegant« bezeichnet wird (und dann von seinen Lesern wohl eher gemieden werden wird, wenn sie sprachlich elegant erscheinen wollen) oder ob man in einem (populär-)wissenschaftlichen Text liest, dass sie »nach den Grammatiken [der geschriebenen Standardsprache] überwiegend als unkorrekt gelten«.

Das alles muss man differenzieren, sonst geht es durcheinander – wie auch bei Roggensch (2007: 528), dem es nur aus diesem Grund nicht einleuchten kann, dass jeder Muttersprachler *natürlich und per definitionem* die (System-)Regeln seiner Muttersprache beherrscht. Das ist eine linguistische Tatsache. Eine weitere Tatsache ist, dass alle Sprachen und Varietäten aus linguistischer Perspektive gleichwertig sind. Sie sind allenfalls in sozialer Hinsicht unterschiedlich bewertet – und das ist der Punkt: Deshalb kann es stimmen, dass viele Hauptschulabsolventen »Defizite« auch sprachlicher Art haben (und zwar in Bezug auf die Beherrschung kodifizierter orthographischer und grammatischer Normen der geschriebenen deutschen Standardsprache), aber gleichzeitig kann es überhaupt nicht stimmen, dass ihre »mündliche Alltagssprache [...] selbst schlichten pragmatischen Zwecken kaum genügt« (ebd.). Denn prinzipiell kann jeder zu jeder Zeit in einer alltagssprachlichen Varietät einer Sprache richtig sprechen und

1 Zur Anekdote (Kaluza 2008: 436 f.): Ich [S. E.] habe den Film »In Sachen Kaminski« erst nach dem von Manfred Kaluza erwähnten Vortrag gesehen. Ich kann nach Kaluzas Schilderung nun besser nachvollziehen, wo das Missverständnis lag: Als Gebrauchsnorm der gesprochenen Alltagssprache ist die *tun*-Fügung in den meisten Regionen Mittel- und Süddeutschlands, der Schweiz, Österreichs und Südtirols durchaus akzeptiert, und zwar soweit, dass bis heute auch gebildete Menschen, selbst Germanistik-Professoren (so kennen wir dies v. a. aus Süddeutschland, und das bestätigt auch Schwitalla 2006: 127 f.), die *tun*-Fügung in der gesprochenen Standardsprache verwenden. Aber für die geschriebene Standardvarietät ist sie gerade nicht akzeptiert (außer bei der sog. emphatischen Spitzenstellung, z. B. *Singen tut sie gern*), und in vielen Gegenden vornehmlich Norddeutschlands auch in der gesprochenen Hochsprache nicht (mehr). In deutschen Grundschulen ist sie jedenfalls schon seit Jahrzehnten diejenige unter den als standardsprachlich »falsch« angesehenen grammatischen Formen, die sicherlich die größte Aufmerksamkeit der Lehrkräfte auf sich zieht – und vielleicht deshalb im kollektiven Gedächtnis der Deutschen als Prototyp des »falschen« oder »dummen« Deutsch verhaftet ist. Die übermäßige (!) Verwendung der *tun*-Fügung in dem Film wirkte übrigens gerade deswegen so aufgesetzt, weil die Darsteller des Ehepaars Kaminski, die Schauspieler Matthias Brandt und Juliane Köhler, keinen regionalen Akzent sprachen (sprechen sollten? sprechen konnten?), sondern den Schauspielschulen-Einheits-sprech, der im Wesentlichen auf der »Siebs'schen Bühnenaussprache« beruht. Aber das hängt wiederum auch mit der geringen Wertschätzung von regionalen Akzenten in der deutschen Schauspielerausbildung zusammen – und das ist ein ganz eigenes Thema.

funktionsfähig kommunizieren, auch ohne Linguisten und erst recht ohne die unverlangt erteilten Anweisungen von nicht einmal linguistisch versierten selbsternannten Sprachpflegern. Wer daran zweifelt, möge x-beliebige Hauptschulabsolventen einen Tag lang begleiten und beobachten, wie höchst effizient sie ihre Alltagssprache nach den Regeln verwenden, die sie natürlich erworben haben.

Zu den anfangs erwähnten Mythen über Sprache zählt immer noch ganz zentral der, dass Linguisten es in Sachen muttersprachlicher Korrektheit besser wüssten als linguistische Laien. Und kraft dieses Wissens sei es die Aufgabe der Linguisten, dem Sprachverfall entgegenzuwirken. Ihr linguistisches ›Mehr‹ erstreckt sich lediglich auf die Erarbeitung bzw. explizite Beschreibung der impliziten Sprachregeln sowie die Erklärungen für diese Regeln. Man muss diese Regeln und Erklärungen aber nicht explizit kennen, um als Muttersprachler richtig sprechen zu können. Die von Linguisten erschlossenen Regeln werden ja von Muttersprachlern für gewöhnlich schon im Rahmen der primären, vorschulischen Sozialisation spontan erworben und ab dann auch intuitiv beherrscht und befolgt.¹ Es wäre nicht nur überheblich, sondern auch absurd zu denken, Millionen von Muttersprachlern wüssten nicht ohne die Hilfe irgendeiner sprachlichen Elite, wie man die eigene Muttersprache spricht. In diesem Zusammenhang sei daran erinnert, dass die Menschheit – und darin selbst ausgeprägt multilingu-

ale Großreiche wie etwa das der Franken oder der Römer – auch all die Jahrtausende vor der Entstehung der Linguistik keine sprachliche Apokalypse erleben mussten. Und auch Luther konnte, wie König (2008: 63) treffend bemerkt, einmal erfolgreich auftreten, eben weil er nicht irgendwelchen Gelehrten, sondern dem Volk aufs Maul geschaut hatte.

Wir sind uns im Klaren darüber, dass diese Einsichten und Differenzierungen nicht so verbreitet sind, wie sie es sein müssten. Auch die wissenschaftliche Erkenntnis, dass Varietäten und Varianten im Grundsatz linguistisch gleichwertig und nur sozial ungleichwertig sein können, gehört offenbar z. B. auch in DaF-Kreisen nicht zum Allgemeingut. Da wir diese Tatsache als entscheidenden Hemmschuh für die von uns so nachdrücklich eingeforderte soziolinguistische Fundierung von Sprachberatung (sowie von moderner Sprachkritik und modernem Sprachunterricht) sehen, sei dieser zentrale Aspekt im nächsten Abschnitt noch einmal näher ausgeführt.

6. Die linguistische Gleichwertigkeit aller Sprachen und Varietäten, die soziale Diskriminierung von Varietäten und Varianten – ein (erneutes) Plädoyer für sprachliche Toleranz

Wie die Ausführungen von Werner Roggusch (2007) und z. T. auch von Manfred Kaluza (2008: z. B. 437) deutlich machen, ist offenbar auch nicht immer klar, wie Varietäten, Register oder Varianten begrifflich zu unterscheiden sind. Daher

1 Daraus folgt aber keineswegs, dass die beschriebene Tätigkeit des Linguisten banal und belanglos wäre. Denn diese expliziten und exakten Regelbeschreibungen und -erklärungen stellen die notwendige Voraussetzung u. a. zur Abgrenzung und Identifikation von Varietäten dar, sie sind die unerlässliche Grundlage für die Erarbeitung von verlässlichen beschreibenden Grammatiken, Wörterbüchern oder Sprachatlanten, für den erfolgreichen Fremdsprachenerwerb, genauso aber auch für die maschinelle Übersetzung.

hier zunächst der Versuch knappster Definitionen:

Eine *Varietät* einer Sprache ist ein Subsystem innerhalb einer natürlichen Sprache, sozusagen eine ›Sprache in der Sprache‹, die sich idealerweise durch eine relativ stabile Teilmenge kookkurierender sprachlicher Varianten von anderen Subsystemen derselben Sprache abgrenzen lässt. Sprachliche Varietäten stehen in Zusammenhang mit bestimmten außersprachlichen Merkmalen, wie z. B. nationale Varietäten mit der staatlichen und Dialekte mit der regionalen Herkunft einer Gruppe von Sprechern.

Als *Register* werden Sprachlagen bezeichnet, deren Merkmale an einen typischen kommunikativen Kontext gebunden sind (vgl. Durrell 2004: 73 f.). Als Beispiele für Register werden in der linguistischen Literatur vor allem Berufssprachen bzw. Fachjargons genannt, daneben informelle versus formelle Sprech- und Schreibweisen, wobei informelle Register eher mit (konzeptioneller) Mündlichkeit und formelle Register eher mit (konzeptioneller) Schriftlichkeit korrelieren.

Eine sprachliche *Variante* ist die Realisierung einer abstrakten, in ihrer Ausprägung veränderlichen linguistischen Einheit, einer Variablen. Beispiele für (vornehmlich regionale) Varianten des Standarddeutschen sind etwa die Modalpartikeln *eben* und *halt*, die verschiedenen Fugen in *Rind-s-braten* und *Rind-er-braten* oder die Phrasen *ich bin gestanden* und *ich habe gestanden* zum Ausdruck des Perfekts von *stehen*.

Zuerst zur (Un-)Gleichwertigkeit von *Varietäten*, dann zur (Un-)Gleichwertigkeit von Varianten innerhalb der deutschen Standardvarietät:

Viele Sprachen, wie das Deutsche auch, verfügen zwar über eine kodifizierte Standardvarietät – oder gar mehrere davon, vgl. das deutsche Deutsch, das österreichische Deutsch und das schweizerdeutsche Deutsch.¹ Diese kodifizierten Standardvarietäten sind aber auch nicht besser oder »idealer« als alle anderen, natürlich gewachsenen, nicht standardisierten und kodifizierten Sprachen oder Varietäten des Deutschen, wie z. B. die Dialekte. Sie verfügen höchstens in bestimmten Kontexten über eine größere kommunikative Reichweite oder mehr öffentliches Prestige, und zwar vor allem deswegen, weil sie als Bildungssymbol gelten, weil Bildung auch in Deutschland immer noch so gut wie ausschließlich über sie erlangt werden kann und weil die Beherrschung der Standardvarietät gerade aus diesem Grund immer noch eine notwendige Voraussetzung für den Erwerb sozialer Privilegien darstellt. Nur aus dieser Sicht ist die Varietät Standard ›besser‹ als andere. Aber: »Der geschriebene Standard als Leitvarietät ist nicht per se korrekt und andere Varietäten sind nicht per se nicht korrekt« (Eisenberg 2007: 226). Grammatiken und Wörterbücher der Standardsprache stellen die Standardvarietät lediglich als eine Varietät hin, »die der Sprecher [bzw. Schreiber, P. M., S. E.] unter bestimmten Umständen verwendet« (ebd.). Dies ist in erster Linie eine soziale Festlegung. Nur muss man sich dann gleichzeitig darüber im Klaren sein, dass damit, dass eine Varietät auf den Schild der ›Leitvarietät‹ gehoben wird, Konsequenzen für die Bewertung der anderen Varietäten verbunden sind. Wir wollen die historische Legitimität der Standardvarietät(en) und ihren Nutzen

1 Dazu, dass die nationale Vielfalt der deutschen Standardsprache im DaF-Unterricht Berücksichtigung finden muss und diesen auch nicht vor unlösbare Probleme stellt, vgl. die Beiträge in dem Sonderheft 37 »Plurizentrik im Deutschunterricht« der Zeitschrift *Fremdsprache Deutsch* (2007).

etwa in der DaF-Didaktik keinesfalls in Frage stellen. Nur meinen wir, dass ›die Standardvarietät‹ mit Hilfe entsprechender sprachen- bzw. variationspolitischer und sprachdidaktischer Konzepte endlich an ihren richtigen Platz zurückgeführt werden muss. Es ist nämlich ein Widerspruch par excellence, die sprachliche Vielfalt auf der einen Seite achten (siehe Artikel II-82 der Charta der Grundrechte der EU) oder gar schützen und fördern zu wollen (vgl. ihre Charta der Regional- oder Minderheitensprachen, die 1998 auch von Deutschland ratifiziert wurde), auf der anderen Seite aber Nichtstandardsprecher und -schreiber nur außerhalb der Öffentlichkeit ohne Vorwürfe und unkorrigiert eine andere Varietät sprechen oder schreiben zu lassen. So hat die Soziolinguistik auch nachgewiesen, dass Sprachen oder Varietäten nicht und nie infolge irgendeines ›Sprachverfalls‹ aussterben (s. Punkt 7). Die internationale linguistische Forschung konnte bislang keinen einzigen solchen Fall beschreiben und dokumentieren. Vielmehr sterben Sprachen und Varietäten aus, wenn man ihre Sprecher nicht bzw. nur in informellen Domänen außerhalb der Öffentlichkeit (die folglich wenig öffentliches Prestige besitzen) sprechen lässt. Diese Behauptung trifft nicht nur für Minderheitensprachen wie Sorbisch, Friesisch oder Baskisch etc. zu,¹ sondern genauso auch für die zahlreichen heutigen Nonstandardvarietäten von historisch gewachsenen Einzelsprachen. Aus der Geschichte, gerade des sog. ›sprachkompensatorischen Unterrichts‹, und

auch noch aus der Gegenwart des Deutschunterrichts weiß man zur Genüge, dass nichtstandardsprachliches, wenn auch sehr wohl regelhaftes und folglich richtiges Deutsch in der Schule oder an der Universität oft selbst in der Mündlichkeit korrigiert und nicht selten sogar durch schlechtere Noten bestraft wird. Denn Förderung und Erwerb der kodifizierten Standardvarietät fand und findet auch in Deutschland und besonders auch in der Schule vornehmlich auf eine eher subtraktive (d. h. die von zu Hause mitgebrachten faktisch als Muttersprache gesprochenen Nonstandardvarietäten ersetzende²) als additive (diese nur ergänzende) Art und Weise statt. Damit wird aber nichts anderes suggeriert, als dass die zu Hause erlernten und gesprochenen muttersprachlichen Nonstandardvarietäten der Kinder und Jugendlichen schlechtes oder falsches, defizitäres Deutsch seien. Und dies ist per definitionem sprachliche Diskriminierung, die darüber hinaus, dass sie sprachliche Menschenrechte (etwa nach Art. II-81 der EU-Grundrechte-Charta; vgl. auch Skutnabb-Kangas/Phillipson 1994) und Verfassungsrechte verletzt (vgl. Art. 3 Abs. 3 GG), auf geradem Wege zum Ablegen dieser Varietäten und somit zum Schwenden sprachlicher Vielfalt (ge)führt (hat).

Kommen wir zur Frage der *Varianten*: Wir sind mit Roggausch (2007: 530) weitgehend einer Meinung, wenn er schreibt, dass in Erforschung und Lehre des Deutschen als Fremdsprache »vollends der Verzicht auf Regeln und Normen, auf das

-
- 1 Das Deutsche könnte etwa aussterben, falls sich von Generation zu Generation immer mehr Deutsche dafür entscheiden würden, statt Deutsch lieber eine andere Sprache, z. B. Englisch oder Spanisch zu sprechen. Auf eine echte Gefahr für den Erhalt des Deutschen als Standard- und Alltagssprache deutet aber im Moment nichts hin.
 - 2 Etwas anderes passiert ja auch in der Regel nicht mit nicht-deutschen Muttersprachen, vgl. schon Ingrid Gogolins (1994: 62) Kritik des »monolingualen Habitus der multilingualen Schule« und dessen historische Hintergründe.

Unterrichten von Regeln und das Üben regelgeleiteten Sprechens¹ und Schreibens ganz undenkbar [ist]«. Nur dürfen diese Regeln und erst recht die Normen (s. o. Punkt 5) – nicht nur im DaF-Unterricht, sondern auch überall darüber hinaus – nicht die real existierende Varianz innerhalb der Standardvarietät vernachlässigen. Gewiss stiegen mit der historischen Heraushebung der Schriftsprache als Leitvarietät die Ansprüche an diese Varietät, insbesondere an ihre ›Reinheit‹, wie eine im Sprachdiskurs dominierende Metapher seit dem 18. Jahrhundert lautet. Sie scheint noch durch in Redeweisen wie der von der »homogene[n] Muttersprache« (Roggasch 2007: 529).² Darin kommt die verbreitete teleologische Sichtweise zum Ausdruck, dass die gesamte Geschichte unserer Sprache nur den einen Zweck hatte, auf die heutige, vermeintlich variantenfreie Standardvarietät hinauszulaufen. Die Leser können uns glauben, dass es schwer genug ist, selbst bei unseren Studierenden der Germanistik mit Hilfe empirischer Befunde zu aktueller Sprachvariation und aktuellem Sprachwandel gegen diesen hartnäckig sich haltenden Mythos anzuargumentieren. Diese Erfahrung führt uns ständig vor Augen, wie schwierig die Vorstellung für viele ist, dass es

auch innerhalb des Standarddeutschen, selbst im geschriebenen Register, Variation gibt – und damit die Möglichkeit, dass mehr als eine lexikalische oder grammatische Form ›korrekt‹ ist. Die oben genannten Beispiele (*eben/halt, Rindsbraten/Rinderbraten, ich bin gestanden/ich habe gestanden*) sind allesamt keine Fehler – unabhängig von geschriebenen oder gesprochenen Kontexten. Es gibt, wie schon in unserem ersten Beitrag erwähnt, ein eigenes Wörterbuch, das neben v. a. lexikalischen auch grammatische Varianten des Standarddeutschen auführt (Ammon/Bickel/Ebner/Esterhammer/Gasser/Hofer/Kellermeier-Rehbein/Löffler/Mangott/Moser/Schlöpfer/Schlossmacher/Schmidlin/Vallaster, 2004).³ Wer wider besseres Wissen so tut, als gäbe es in der Standardvarietät einer lebenden Sprache hundertprozentige Homogenität, ist ein linguistischer Scharlatan.

Das Ausmaß an Variation nimmt zu, wenn man standardnahe (geschriebene oder gesprochene) alltagssprachliche Register berücksichtigt. Jan Georg Schneider (2005: 172; 2008: 175) bemerkt zu Recht, ein Mangel der populären Sprachkritik à la Sick sei, dass sie die Unterschiede zwischen Mündlichkeit und Schriftlichkeit vernachlässigt⁴ und starr zwischen

-
- 1 An dieser Stelle ist es vielleicht nicht ganz zwecklos, noch einmal darauf hinzuweisen, dass bei Sprechern, die über ein gesundes Sprachvermögen verfügen, das Sprechen zwangsläufig immer regelgeleitet stattfindet und folglich weder unterrichtet noch geübt werden muss. Eine andere Sache ist, ob die beim Sprechen intuitiv befolgten Regeln irgendwelchen – etwa standardsprachlichen – Normen entsprechen oder nicht.
 - 2 Roggasch meint an dieser Stelle eigentlich die fehlende Monolingualität und die Mehrsprachigkeit an vielen Schulen. Ob deutsche Schulen aber jemals ›monolingual‹ waren, wagen wir zu bezweifeln: Bis mindestens zur Mitte des 20. Jahrhunderts hatten die meisten Volksschulkinder einen Dialekt als Muttersprache.
 - 3 Eine eigene ›Variantengrammatik‹ wird noch erarbeitet. Allein die vorhandenen Grammatiken enthalten allerdings schon Dutzende Beispiele für auch grammatische Variation.
 - 4 Wir ergänzen lediglich: ›... nicht nur den medialen Unterschied‹; gerade auch in Texten sog. ›getippter Mündlichkeit‹ (Internet-Foren, Chats, private E-Mails etc.) finden sich Merkmale standardnaher Alltagssprache.

›Dialekt‹ und ›Hochsprache‹ trennt. Eine solche Sprachkritik verkennt faktisch die Sprachrealität und führt zu völlig inadäquaten Aussagen. Wenn Bastian Sicks ›Cousine‹ und noch viele andere außer ihr ›Ich fahr *auf* Polen‹ sagen (Sick 2006: 49), dann ist diese Form linguistisch gesehen keineswegs schlechter, als würde sie ›Ich fahre *nach* Polen‹ sagen. Der Unterschied ist nur, dass letztere eine Form der kodifizierten Standardsprache ist, erstere eine (zunächst) nur in der Alltagssprache vieler Muttersprachler verwendete Form. Der getadelte Sprachgebrauch der zitierten Sprecherin ist in der geschilderten Situation also keineswegs schlechter als der von Sick. Er kann nur von denjenigen Spracharistokraten für schlecht oder falsch gehalten und korrigiert werden wollen, die ihren eigenen Sprachgebrauch unabhängig vom Äußerungskontext als höchsten Maßstab ansehen und diesen auch anderen aufzwingen wollen. Dabei kann ihr Sprachgebrauch in Wirklichkeit lediglich sozial auffälliger sein, nicht aber per se linguistisch besser, hochwertiger oder wertvoller als der der anderen. Und selbst wenn er in bestimmten Kontexten als prestigereicher erschiene, dann kann sich das unter umgekehrten Vorzeichen schnell ändern: Wer in anderen Kontexten *zu* standardgerechte Varianten verwendet, verwendet dort nicht unbedingt die hochwertigeren. Nun könnte man meinen, dass sich Linguisten auf arg vermintes Gelände begeben bzw. sogar an eben dieser Diskriminie-

rung beteiligen, wenn sie Grammatiken oder gar Nachschlagewerke zum »richtigen und guten Deutsch« oder »fehlerfreien und guten Deutsch« verfassen. Peter Eisenberg etwa ist auch Ko-Autor der Duden-Grammatik (2005) und Bearbeiter des Zweifelsfälle-Duden (*Duden. Richtiges und gutes Deutsch*, 2007). Allerdings hebt er ausdrücklich hervor, dass sich seine normativen Aussagen auf die geschriebene Standardvarietät beziehen, und als geschriebenen Standard definiert er den »Sprachgebrauch der überregionalen Presse« (Eisenberg 2007: 217). Wir können uns seiner Argumentation durchaus anschließen, dass dem Wörterbuchbenutzer ein »Angebot« gemacht wird, aus verschiedenen gebräuchlichen Varianten diejenige auszuwählen, mit der »er sich im geschriebenen Standard unauffällig bewegen kann« (Eisenberg 2007: 226): »Wenn du den Standard verwenden willst, dann kannst du es auf folgende Weise tun« (Eisenberg 2007: 226). Das sind im Grunde klare Aussagen.¹ Was Bearbeiter von Grammatiken und Wörterbüchern sprachlicher Zweifelsfälle machen, ist das zu sagen, was ein Linguist höchstens sagen kann bzw. zu sagen befugt ist, nämlich zu welcher Sprache, Varietät oder Register eine spezifische Sprachverwendungsform gehört, nicht aber, ob sie dazu gehören dürfte oder sollte. Dies gibt Linguisten also weder die Kompetenz noch die Macht und die Legitimation sagen zu können und sagen zu dürfen, wie Muttersprachler sprechen oder schreiben sollten. Selbst

1 Aber natürlich ist auch ein Peter Eisenberg nicht unfehlbar: Es müsste mit dem Teufel zugehen, wenn er bei der gegenwärtig noch bescheidenen Lage der Korpora zum Deutschen die gesamte Varianz in der von ihm so beschriebenen Standardsprache überblickte. Ein anderer Vorbehalt, der bleibt: Solange auf Buchdeckeln Titel stehen wie *Fehlerfreies und gutes Deutsch* (Wahrig 2003) oder *Richtiges und gutes Deutsch* (Duden 2007) und solange selbst die Duden-Grammatik (2005) im Untertitel verspricht, dass sie *Unentbehrlich für richtiges Deutsch* sei, kann in der Öffentlichkeit gerade der Eindruck entstehen, dass alles, was in dem entsprechenden Band nicht enthalten ist oder nicht als standardsprachlich ›angeboten‹ wird, gleich gänzlich fehlerbehaftetes oder schlechtes Deutsch ist.

wenn Linguisten aber all dies hätten, wäre die heutige deutsche Sprachwirklichkeit kein hinreichender Anlass zum Eingreifen. Warum bzw. inwiefern nicht, soll im Folgenden näher erläutert werden.

7. Die unbegründete und unnötige Angst vor der linguistischen Apokalypse

Das Verlangen nach willkürlichen Eingriffen in die Sprachentwicklung, genauso aber auch das Auftreten von selbsternannten Sprachpflegern und Sprachrettern sowie die begeisterte Aufnahme ihrer Aussagen lassen sich grundsätzlich aus dem Mythos erklären, dass Sprachen verderben bzw. verfallen können und dass genau dies momentan mit dem Deutschen geschehe. Auch nicht neu ist der Topos, dass dies mit »zunehmende[n] gesamtgesellschaftliche[n] Verwahrlosungstendenzen« (Roggasch 2007: 528), also Sprachverfall mit Kulturverfall einhergehe und dass diesem Verfall nur Einhalt geboten werden könnte, wenn die Sprache von irgendwelchen Zuständigen geschützt und gepflegt würde. Viele Menschen sind inzwischen so sehr an die Präsenz von selbsternannten Sprachpflegern gewöhnt, dass sie sich einer Tatsache gar nicht bewusst werden: Die Sprachpflege erschien erst Jahrzehntausende nach der Entstehung der menschlichen Sprache(n). Und es sind auch hauptsächlich die Sprachpfleger selbst, die viele Menschen glauben lassen, dass ohne sprachliche Vorschriften das sprachliche Chaos ausbrechen und die funktionsfähige Kommunikation zusammenbrechen würde (vgl. Sándor 2006: 986). Dem ist natürlich nicht so. Auch die deutsche Sprache steuert keinem Verfall entgegen, ihre Sprecher brauchen folglich keine »linguistischen Schamanen« (Bolinger 1980). Nebenbei bemerkt: Viele sprachliche Unsicherheiten und Zweifel von Muttersprachlern

entstehen überhaupt erst dadurch, dass solche Schamanen mit der unerschütterlichen Selbstsicherheit und Selbstgefälligkeit derer, die die sprachliche Macht an sich gerissen und ihre eigenen Normvorstellungen über die anderer gestellt haben, auftreten und den Menschen erklären, dass sie ein Problem hätten. Die Begeisterung für Sick & Co. ist wohl zum Teil nur deswegen so groß, weil sie mit dem Schüren von Verunsicherung auch gleich vermeintliche Lösungen anbieten. Wie solche selbsternannten Weisen dann natürlich auch gleich großen Zulauf von Menschen haben, die – zur Not auch für Geld – wissen wollen, wie man es denn nun richtig machen soll, können Soziologen oder Religionswissenschaftler vielleicht besser erklären als wir.

Die vom Mythos des Sprachverfalls getragenen und vererbten unbegründeten Ängste lassen sich zum Großteil aus der bei Sick und auch bei Roggasch (2007) durchscheinenden sog. »Standardsprachenideologie« erklären, die ab dem ausgehenden 18. Jahrhundert aus dem Gedanken heraus entstand, dass eine Nation von ihrer einheitlichen, kodifizierten Nationalsprache konstituiert und zusammengehalten wird (vgl. Durrell 2000). Seitdem wird die Schrift- und (ab dem beginnenden 20. Jahrhundert) die Standardsprache tendenziös überbewertet, für besser/schöner/richtiger/ausdrucksfähiger etc. gehalten und zu Lasten aller anderen Sprachgebrauchsformen gefördert und gefordert. Es ist auch gerade diese Standardideologie, die bei manchen in eine unerbittliche Normierungswut entartete und Keimzelle der negativen Bewertung und Ablehnung nicht nur (standard)sprachlicher Variation, sondern auch (standard)sprachlichen Wandels wurde. Selbst Prozesse, die von manchen Linguisten als »Destandardisierung« gesehen werden (vgl. etwa Mattheier/Radtke 1996), entpuppen sich bei näherer Unter-

suchung als konsequente Fortführungen von schon lange in der Schriftlichkeit vorzufindenden Tendenzen – man muss sich nur einmal von der literatursprachlichen Beletage ins Parterre des *normalen* (schriftlichen) Sprachgebrauchs der deutschen Sprachbevölkerung begeben (vgl. Elspaß 2005: 93 f.)¹ Darüber hinaus dringt auch vieles aus der nicht standardisierten Alltagssprache sowohl über die Mündlichkeit als auch über die Schriftlichkeit in die Standardsprache ein. Diese Entwicklungstendenzen stellen aber bei Weitem keine Gefahr und keinen Sprachverfall dar. Sie können nur von denjenigen als solche bewertet werden, die vor dem Hintergrund der erwähnten Standardideologie nur die Legitimation des Standardmäßigen anerkennen, die Standardsprache für hochwertiger und alles darunter für falsch oder schlecht halten.

Vor diesem Hintergrund werden es unsere Leser besser verstehen, dass und warum wir uns angesichts Werner Roggauschs apokalyptischem Befund zur aktuellen deutschen Sprachwirklichkeit (Roggausch 2007: 527 f.), mit der er zu rechtfertigen versucht, dass Sicks »Intentionen« tatsächlich »begründet, aktuell, nützlich« seien (Roggausch 2007: 527 f.), verwundert die Augen rieben:

»Wer den realen Sprachgebrauch von Kindern und Jugendlichen, von Abiturienten und Studierenden kennt,² auch von Erwachsenen außerhalb der intellektuellen Milieus, selbst von Journalisten und Fernsehmoderatoren anschaut, der sieht wahrlich überall deutliche sprachliche Defizite.« (Roggausch 2007: 528)

Es dürfte inzwischen deutlich geworden sein und wir wollen es nicht noch einmal im Einzelnen ausführen, dass all die aufgezählten Menschen nicht defizitär sprechen, sondern äußerst kompetent und erfolgreich kommunizieren. Meint aber Roggausch hier lediglich, dass es – nicht erst seit gestern – Defizite in Bezug auf die Beherrschung der standardschriftsprachlichen Normen gibt (und wir müssen auch nicht mehr erklären, warum Sicks daran rein gar nichts verbessern kann und wird), oder verbirgt sich hinter diesen Zeilen tatsächlich die absurde Erwartung, dass alle Mitglieder einer Sprachgemeinschaft in allen Situationen über alles so sprechen und schreiben sollten, wie es eine (regionale) Dialektelite in intellektuellen Milieus tut?

Es gehört zur Natur der Sache, dass alle Menschen, auch die Intellektuellen, häufig in ihrem Leben in Situationen geraten, in denen sie sich sprachlich nicht immer situationsangemessen bzw. differenziert

-
- 1 Im Zentrum des sprachhistorischen Forschungsansatzes ›von unten‹ steht übrigens auch, aber nicht allein – wie Kaluza (2008: 439) aus den Titeln von Publikationen zu erkennen meint – eine »Diskriminierungsgeschichte‹ der Alltagssprache«. Es geht im Kern darum, wie wir unsere heutige ›Standardsprache‹ definieren bzw. gerade aus der jüngeren Sprachgeschichte heraus legitimieren. Das Interessante dabei ist, dass diese jüngere Sprachgeschichte in die Entwicklungstendenzen der Gegenwartssprache hineinreicht – die scharfe Trennung von diachroner und synchroner Betrachtungsweise, die der älteren Linguistik als methodische Hilfe geeignet erschien, lässt sich da kaum aufrechterhalten.
 - 2 Interessanterweise wird in diesem Zusammenhang immer der Sprachgebrauch der Nachgeborenen kritisiert (vgl. Milroy 1998). So käme auch Werner Roggausch wohl nicht auf die Idee zu klagen: »Mein Gott, was rede ich für ein runtergekommenes Deutsch im Vergleich zu dem meiner Großeltern!« (Rudi Keller, zit. nach Denkler/Günthner/Imo/Macha/Meer/Stoltenburg/Topalović 2008: 22). Wenn freilich die Klagen über die mangelnden Sprachfähigkeiten von Kindern oder Jugendlichen, die man aus allen Kultursprachen und aus verschiedenen Zeiten kennt, jemals berechtigt gewesen sein sollten, dann müssten diese Kultursprachen schon längst verfallen und untergegangen sein.

genug ausdrücken können. Dies ist aber einerseits die zwangsläufige Folge der sprachlichen Vielfalt unserer Welt. Andererseits ist es zum Großteil überhaupt gar keine primär sprachliche Frage. Wir können uns allein schon deswegen nicht immer situationsangemessen und differenziert ausdrücken, weil uns bestimmte Befehle, Themen, Gegenstände etc., die an eine andere Lebenswelt als die unsere gebunden sind, einfach fremd sind. Und da sie fremd sind, sind uns natürlich auch bestimmte Bereiche der Sprache fremd, in der über sie gesprochen und geschrieben wird (z. B. die Sonderlexik). Daran zu erinnern fühlen wir uns auch deswegen genötigt, weil in Roggauschs Beitrag neben angeblichen Defiziten aller anderen gesellschaftlichen Gruppen explizit auch wieder von Forschungen zu »sprachlich defizitär ausgebildeten Unterschichtskindern« die Rede ist (Roggausch 2007: 528) – viele Jahrzehnte nach der Formulierung von Basil Bernsteins Defizithypothese,¹ die sich bald schon als linguistisch unhaltbar erwies und deren Konsequenzen in sprachpädagogisch-didaktischer Hinsicht letztendlich in einem Fiasko mündeten. Die oft verheerenden, nicht selten psychopathologischen Folgen und Schäden, die diese Sichtweise und die aus ihr resultierende Einführung von gut gemeinten Drill- und Trainingsprogrammen zur Folge hatten, sind inzwischen längst bekannt (vgl. etwa Löffler 1985: 176 ff. [2005: 161 ff.]; Barbour/Stevenson 1998: 201 ff.; Jäger 2004: 28 ff.). Vor diesem Hintergrund möchten wir daher ausdrücklich davor warnen, mit diesen Konzepten, die schon einmal kläglich versagten und mehr Schaden und Kosten als Nutzen verursachten,

wieder einmal in die sprachpädagogische Suppenküche zu ziehen und gar mit sprachlichen Kompensationsprogrammen anzufangen. Denn das Problem liegt ganz woanders, wie Heinrich Löffler schon 1985 feststellte:

»Allen empirischen Arbeiten zur Sprachbarriere ist trotz unterschiedlicher Versuchsanordnung und sich oft widersprechender Befunde gemeinsam, daß sie die Sprachbarriere der Unterschichten nicht bestätigen konnten. Leistungsunterschiede und meßbare Varianz im Sprachgebrauch konnten nicht mit dem Sozialstatus verknüpft werden in der Weise, daß die Sprache unmittelbarer Träger oder Ursache des Mißlingens war. Von einem linguistisch-kommunikationstheoretischen Standpunkt aus waren alle gemessenen Subcodes auf ihre Art ebenbürtig. Erfolgsbarrieren mußten demnach auf der Ebene der sozialen Einschätzung und der geringen Leistungserwartungen einerseits und einem für die Unterschicht eher lebensfernen Unterricht der mittelschichtorientierten Schule gesehen werden, was wiederum mit Sprache nicht unmittelbar zu tun hat.« (Löffler 1985: 192 [2005: 169]; Hervorhebung von uns – P. M., S. E.)

Werner Roggausch sieht es ganz richtig: Für ihre alltagsweltliche und folglich sprachliche Differenz, die viele – so wie Roggausch offensichtlich auch – leider immer noch als Defizit ansehen, werden heute in Deutschland viele Kinder und auch Erwachsene »[...] handfest bestraft: Durch die Verachtung, die sie auf sich ziehen, und durch schlechtere Chancen bei jeder Bewerbung« (Roggausch 2007: 528). Roggausch erwähnt es also selbst, dass Millionen von Kindern und Jugendlichen, genauso aber auch von erwachsenen Arbeitnehmern, heute (auch) in Deutschland unverhüllter sprachlicher Diskriminierung

1 Auch Manfred Kaluza (2008: 440) holt die »Erkenntnisse« des Soziologen Bernstein hervor. Allerdings können wir zu seinem Einwurf nichts sagen, da uns – auch nach mehrmaligem Lesen – schleierhaft bleibt, was er an dieser Stelle eigentlich zum Ausdruck bringen wollte.

ausgesetzt sind. Und nicht deswegen, weil sie ein defizitäres Deutsch sprechen, sondern – im Sinne des oben Ausgeführten – einfach deswegen, weil eine sprachlich eher intolerante, tendenziell am (norddeutschen) Standard orientierte intellektuelle Bildungselite ihre eigenen Normen für die einzig legitimen gehalten und sie auch allen anderen aufgezwungen hat. Nach diesen Normen, die so hoch angelegt sind, dass selbst z. B. ein Großteil der bayerischen Studienanfänger des Faches ›Deutsch‹ oder baden-württembergischer Geschichtsstudenten (Fritz 2007: 40 ff.) sie nicht erreicht, wird an deutschen Schulen und Hochschulen mehr oder weniger tolerant korrigiert (wenn denn überhaupt die sprachliche Form bewertet werden darf) – manchmal aber eben auch à la Sick nach eigenen Normen, die man (aus dem Bauch heraus oder sonst woher) für die richtigen hält.¹ Roggauschs weitere Argumentation halten wir allerdings für merkwürdig:

»Wer sich also normativen Ansprüchen an Sprachbeherrschung und Sprachkultur widersetzt, der lässt die Kinder und Jugendlichen mit sprachlichen Defiziten genau in die Diskriminierung laufen, der er deklamatorisch entgegenzutreten vorgibt.« (Roggausch 2007: 528)

Für die oben genannte, auch von ihm offen anerkannte Diskriminierung macht er – so

müssen wir es verstehen – nicht diejenigen verantwortlich, von denen die Diskriminierung ausgeht, sondern die Diskriminierten selbst sowie u. a. auch uns, die wir uns – linguistische und juristische Argumente bzw. Befunde anführend – auf den Standpunkt der Diskriminierten zu stellen versuchen. Nicht mit Toleranz und Emanzipation bzw. mit dem Plädoyer für die Aufgabe diskriminativer Ansichten soll die Diskriminierung beseitigt werden, sondern mit der Drohung der Diskriminierung; mit der Vorstellung also, dass die Diskriminierung so abgeschafft werden müsste, dass die Diskriminierten die Legitimität der Diskriminierung endlich anerkennen, dem diskriminativen Druck nachgeben und die diskriminativen Forderungen erfüllen. Dies ist so, als hätte man das Problem der Diskriminierung auf Grund von Hautfarbe oder sexueller Orientierung seinerzeit so lösen wollen, dass man für die Änderung der Hautfarbe oder der sexuellen Orientierung der Diskriminierten plädiert.²

Das also, was hier als Defizit hingestellt wird, ist in Wirklichkeit eine aus vielen Faktoren resultierende Differenz. Diese Differenz kann nur dann zum Defizit werden, wenn eine spracharistokratische und intolerante, unerbittlich an einem engen Begriff von ›Standard‹ orientierte Bildungselite ihre eigene Sprach- und Bil-

-
- 1 Als Illustrationsbeispiel führen wir ein Ereignis ›aus der Nachbarschaft‹ an, wie es sich wohl alltäglich zuträgt: Die Rede ist vom Augsburger Gymnasiasten, der im Vokabeltest als Übersetzung von lat. *egui* »ich habe bedurft« geschrieben hatte und dem die junge Lateinlehrerin mit Rot die Form »bedurft« unterschlangelte und zwei Punkte aufs »u« malte.
 - 2 Ob und inwieweit irgendwelche diskriminativen Forderungen überhaupt erfüllbar sind, ist in diesem Zusammenhang völlig belanglos. Es geht hier nämlich allein um das Prinzip. Es sei aber trotzdem darauf hingewiesen: Es ist auch nur ein Mythos, dass Menschen ihre als Muttersprache erlernte und gesprochene Sprachvarietät so leicht und problemlos ändern könnten, wenn sie es wollten, wie sie ihre Kleider wechseln. Dies ist aus hier nicht näher zu erläuternden psycho- und soziolinguistischen sowie psychosozialen Gründen nicht möglich. Man vergleiche nur diejenigen Sachsen, die trotz deutlich erkennbarer Anstrengungen selbst zehn, zwanzig Jahre nach ihrer Übersiedlung in die alten Bundesländer vergeblich ihr belächeltes Sächsisch zu verstecken versuchen.

dungsnorm für die Norm schlechthin erklärt und sie – mit Hilfe ihrer sozialen und politischen Macht – auch allen anderen aufzuzwingen versucht. Dass auf diese Weise die Differenz zum Defizit wird, ist also keineswegs eine Notwendigkeit, sondern lediglich eine sehr wohl vermeidbare Folgeerscheinung, für die auch keineswegs die Opfer, sondern in erster Linie die so eingestellte und dementsprechend handelnde Bildungselite die Verantwortung trägt.

8. Zum Schluss: Linguistische Aufklärung statt Bastian Sick!

Auch wenn wir in diesem Beitrag besonders auf Ein- und Vorwürfe Werner Roggauschs (2007) eingegangen sind, so geht es uns – nach wie vor – in erster Linie um die Begründung für unsere Ansicht, dass nicht nur die Glossen und Bücher Bastian Sicks für den Deutschunterricht untauglich sind, sondern dass die hinter seinen Texten stehende Sprachauffassung intolerant, diskriminierend und dadurch sozial schädlich ist. Noch einmal: Dass Sick das Thema ›Sprache‹ und insbesondere ›Grammatik‹ für eine gewisse Zeit in das Rampenlicht der öffentlichen Diskussion gerückt hat, kann uns nur recht sein – so wie Historiker sicherlich eine gewisse Genugtuung über eine Zunahme des Interesses an der Geschichtswissenschaft durch Guido Knopps »History«-Reihen verspüren, auch wenn sie sich über die

darin stattfindenden Simplifizierungen und Verfestigungen stereotyper Geschichtsbilder nur die Haare raufen können. Wer aber allen Ernstes behauptet, dass Sicks Intention eine (sprach)politisch-(sprach)pädagogische sei, der ist u. E. schlichtweg der PR-Maschine um den »Zwiebelfisch« auf den Leim gegangen.¹ In diesem Beitrag haben wir vor dem Hintergrund der Erkenntnisse linguistischer Forschung zu zeigen versucht, dass die von Roggausch hervorgebrachten, sprach- und kulturpessimistischen Argumente für Sick den linguistischen Tatsachen einfach nicht standhalten. Stattdessen sind sie offenbar von oft uralten sprachlichen Mythen, Vorurteilen und heute anachronistischen, aristokratisch-homogenistischen Sprachideologien geprägt. Wir sind übrigens auch überzeugt, dass Werner Roggausch all diese Argumente nicht vorgebracht und an ihre Richtigkeit nie geglaubt hätte, wenn Bastian Sick und seine zahlreichen Vorgänger ihre faktisch falschen, aus linguistischer Unkenntnis und sprachlicher Intoleranz resultierenden Ansichten in all den Jahrhunderten nicht so tief in die Gesellschaft eingepflanzt hätten.

Was sollen Linguisten tun? Ihre Aufgabe ist es gewiss nicht, sprach- und bildungspolitische Mängel zu beseitigen.² (Niemand würde auf die Idee kommen, unsere Kollegen aus der Mathematik für mangelnde Rechenfähigkeiten von

1 Ebenso gut könnte man dann behaupten, dass (der Diplom-Kaufmann) Dieter Bohlen mit »Deutschland sucht den Superstar« die musikalische Erziehung in unserem Land befördern möchte oder dass (der Journalist und Nichtmediziner) Hademar Bankhofer sen. in erster Linie die medizinische Aufklärung der Deutschen im Sinn hätte.

2 So können Linguisten an den Defiziten bei den Deutschkenntnissen von Kindern »mit Migrationshintergrund« rein gar nichts ändern. Sie haben oft genug die Gründe dafür benannt. Die fälligen Entscheidungen über ein früheres Einschulungsalter, Ganztagschulen etc. zu treffen haben die Kultusminister und andere Bildungspolitiker – wie sie ja auch immer noch die Curricula der Deutschlehrerausbildung bestimmen. Wir möchten Werner Roggausch (2007: 529) uneingeschränkt beipflichten, wenn er fordert, dass »[i]n jeder Ausbildung von Deutschlehrern [...] auch DaF berücksichtigt werden und einen definierten curricularen Stellenwert haben« sollte (besser vielleicht noch: DaF und DaZ).

Schulabgängern in die Pflicht zu nehmen.) Gleichwohl lassen (Sozio)Linguisten die politisch-praktischen und sozialen Aspekte und Probleme des Sprachgebrauchs keineswegs außer Acht. Sie arbeiten zwar nach wie vor dezidiert deskriptiv-explanativ und werden dies hoffentlich auch in Zukunft tun. Ihre Aufgabe ist es u. E. nicht, sprachpflegerisch tätig zu werden, sehr wohl aber sprachaufklärerisch und sprachkritisch. Linguisten werden sich also durchaus und deutlich zu Wort melden – so wie wir es hier tun –, wenn sich einzelne Figuren statt von theoretisch fundierten und empirisch bestätigten Erkenntnissen lieber von Mythen, Vorurteilen, Ideologien sowie ihren eigenen Machtinteressen leiten lassen und für sich das Recht beanspruchen, Millionen anderen sagen und vorschreiben zu dürfen, was richtig und was falsch ist. Sie werden sich auch zu Wort melden, wenn diese selbsternannten Sprachretter Millionen deutscher Muttersprachler – genauso aber auch DaF-Lerner – unnötiger- und unrechtmäßigerweise verunsichern, an der Richtigkeit und Legitimität ihrer Sprachgebrauchsweisen zweifeln lassen und durch eine Defizithypothese, die ihren Werken zu Grunde liegt, zur Förderung und Aufrechterhaltung sprachlicher Diskriminierung beitragen.

Wir fühlen uns sehr wohl auch befugt, die Unterrichtstauglichkeit bestimmter Bücher genau zu prüfen und gegebenenfalls mit wissenschaftlichen Argumenten auf die Gefahren solcher Werke hinzuweisen und vor ihnen zu warnen – ganz besonders auch dann, wenn diese schon von öffentlichen meinungsbildenden Ins-

tanzen, etwa von Fachzeitschriften oder Bildungsanstalten, empfohlen und verbreitet werden. Wir sind auch fest davon überzeugt, dass ein forschender Mediziner genauso verfahren würde, wenn etwa in einer medizinischen Fachzeitschrift plötzlich die Werke von irgendwelchen Kurpfuschern gelobt und für die medizinische Ausbildung empfohlen würden. Wenn Bastian Sicks Bücher für den Unterricht angepriesen oder gar zur Pflichtlektüre für die Vorbereitung zum Abitur erklärt werden, wie dies im Saarland schon der Fall sein soll, halten wir das für eine Fehlentscheidung. Und wenn Sick von mehreren Goethe-Instituten in Südamerika zur Tournee eingeladen wird (so wie dies im Herbst 2008 geschehen ist) oder Deutsche Botschaften Lesungen von Sick organisieren (so Ende 2007 in Den Haag), dann sind das in unseren Augen pure Fehlinvestitionen,¹ die einen Fall für den Rechnungshof darstellen.

Da hilft auch das immer wieder hervorbrachte Argument nicht, dass Sick kein Linguist, vielmehr nur ein Unterhaltungskünstler ist, dessen Bücher nicht mit linguistischen Maßstäben gemessen werden können und sollen. Es ist nämlich ganz offensichtlich, dass seine Bücher nicht (nur) wegen ihres Unterhaltungswerts für den Unterricht empfohlen oder zur Pflichtlektüre gemacht werden, sondern sehr wohl wegen ihres Inhalts, ihrer (des)orientierenden und (des)informierenden Ausrichtung. Und wenn dies so ist, dann müssen sie sehr wohl mit fachlichen Maßstäben gemessen werden. Es ist sehr bequem, linguistische Halbwahrheiten und oft auch der Wirklichkeit strikt widersprechende Unsinnigkeiten

1 Auch auf die Gefahr hin, dass wir abermals als Spaßverderber erscheinen sollten: Die Verbreitung sprachlicher Mythen und die sprachliche Diskriminierung von Bürgern durch einen linguistisch unqualifizierten Sprach-Entertainer sind nach unserem Verständnis nicht mit dem sprachkulturellen Auftrag deutscher Institutionen im Ausland in Einklang zu bringen, wie ihn etwa Werner Wnendt (2008) gerade in dieser Zeitschrift skizzierte.

zu verbreiten, sich aber gleichzeitig vor den erwartbaren fachlichen Einwänden hinter dem Scheinargument zu verstecken, man wolle ja nur unterhalten. Wenn man nur unterhalten will, dann tut man dies gewöhnlich nicht durch Tabellen, Wortlisten und (oft definitiv falsche) Erläuterungen und Erklärungen zu grammatischen Fragen, auch nicht mit »Deutstests« (z. B. Sick 2006: 192ff.) und erst recht nicht in Form sprachlicher Beratung von gerade *wegen* Sick & Co. unnötig verunsicherten, an sich zweifelnden Laien. Deswegen würden wir vielleicht noch einen Schritt weiter als Vilmos Ágel (2008: 82) gehen, der zwar ausdrücklich und überzeugend argumentierend vor der Empfehlung von Sicks Büchern zu Belehrungszwecken warnt, deren Empfehlung zur Unterhaltung aber nicht ausschließt. Wir meinen nämlich, dass selbst dann, wenn Sicks Bücher nur zur Unterhaltung gelesen werden, die von ihm vertretenen und propagierten gefährlichen Ansichten sich zwangsläufig in den Köpfen der Leser festsetzen und auf diese Weise zu kollektivem Wissen werden können.

Wenn wir mit diesem Beitrag auch nur einen Leser für linguistische Fragen, insbesondere für soziolinguistische Fragen, und für linguistische Toleranz stärker sensibilisieren konnten, rechnen wir uns dies schon als Erfolg an. Und wenn dieser Leser Werner Roggenschau heißt, soll es uns umso mehr freuen.

Literatur

Ágel, Vilmos: »Bastian Sick und die Grammatik. Ein ungleiches Duell«, *Info DaF* 35, 1 (2008), 64–84.

Ammon, Ulrich; Bickel, Hans; Ebner, Jakob; Esterhammer, Ruth; Gasser, Markus; Hofer, Lorenz; Kellermeier-Rehbein, Birte; Löffler, Heinrich; Mangott, Doris; Moser, Hans; Schläpfer, Robert; Schloßmacher, Michael; Schmidlin, Re-

gula; Vallaster, Günter: *Variantenwörterbuch des Deutschen. Die Standardsprache in Österreich, der Schweiz und Deutschland sowie in Liechtenstein, Luxemburg, Ostbelgien und Südtirol*. Berlin; New York: de Gruyter, 2004.

Bär, Jochen A.: »Darf man als Sprachwissenschaftler die Sprache pflegen wollen? Anmerkungen zu Theorie und Praxis der Arbeit mit der Sprache, an der Sprache, für die Sprache«, *Zeitschrift für Germanistische Linguistik* 30 (2002), 222–251.

Bär, Jochen A.: »Spracharbeit, revidiert. Erwiderung auf: W. P. Klein *Darf man wirklich?*«, *Zeitschrift für Germanistische Linguistik* 31 (2003), 99–104.

Barbour, Stephen; Stevenson, Patrick: *Variation im Deutschen. Soziolinguistische Perspektiven*. Berlin; New York: de Gruyter, 1998.

Bauer, Laurie; Trudgill, Peter (Hrsg.): *Language Myths*. London: Penguin, 1998.

Bolinger, Dwight: *Language: The Loaded Weapon*. London: Longman, 1980.

Davies, Winifred; Langer, Nils: *The Making of Bad Language: Lay Linguistic Stigmatisations in German, Past and Present*. Berlin u. a.: Lang, 2006.

Denkler, Markus; Günthner, Susanne; Imo, Wolfgang; Macha, Jürgen; Meer, Dorothee; Stoltenburg, Benjamin; Topalović, Elvira (Hrsg.): *Frischwärts und unkaputtbar. Sprachverfall oder Sprachwandel im Deutschen*. Münster: Aschendorff, 2008.

Duden. Deutsches Universalwörterbuch. 4., neu bearbeitete und erweiterte Auflage. Hrsg. von der Dudenredaktion. Mannheim u. a.: Dudenverlag, 2001.

Duden. Die Grammatik. Unentbehrlich für richtiges Deutsch. 7., völlig neu erarbeitete und erweiterte Auflage Hrsg. von der Dudenredaktion. Mannheim u. a.: Dudenverlag, 2005.

Duden. Richtiges und gutes Deutsch. Wörterbuch der sprachlichen Zweifelsfälle. 6., vollständig überarbeitete Auflage. Herausgegeben von der Dudenredaktion. Mannheim u. a.: Dudenverlag, 2007 (Duden 9).

Durrell, Martin: »Standard Language and the Creation of National Myths in Nineteenth-Century Germany«. In: Barkhoff, Jürgen; Carr, Gilbert; Paulin, Roger (Hrsg.): *Das schwierige neunzehnte Jahrhundert. Germanistische Tagung zum*

65. *Geburtstag von Eda Sagarra im August 1998*. Tübingen: Niemeyer, 15–26.
- Durrell, Martin: »Variation im Deutschen aus der Sicht von Deutsch als Fremdsprache«, *Der Deutschunterricht* 56, 1 (2004), 69–77.
- Eisenberg, Peter: »Gesotten und gesiedet. Das kuriose Deutsch der Sprachentertainer«, *Süddeutsche Zeitung* 11.11.2006, 17.
- Eisenberg, Peter: »Sprachliches Wissen im Wörterbuch der Zweifelsfälle. Über die Rekonstruktion einer Gebrauchsnorm«, *Apertum. Zeitschrift für Sprachkritik und Sprachkultur* 3 (2007), 209–228.
- Eisenberg, Peter; Voigt, Gerhard: »Grammatikfehler?«, *Praxis Deutsch* 102 (1990), 10–15.
- Elspaß, Stephan: »Standardisierung des Deutschen. Ansichten aus der neueren Sprachgeschichte von unten«. In: Eichinger, Ludwig M.; Kallmeyer, Werner (Hrsg.): *Standardvariation: Wie viel Variation verträgt die deutsche Sprache?* Berlin; New York: de Gruyter, 2005, 63–99 (IDS Jahrbuch 2004).
- Fremdsprache Deutsch. Zeitschrift für die Praxis des Deutschunterrichts* 37 (2007), Thema: *Plurizentrik im Deutschunterricht*; hrsg. vom Vorstand des Goethe-Instituts und Peter Bimmel, Christian Fandrych; Britta Hufeisen; Hans-Jürgen Krumm; Reiner E. Wicke. Ismaning: Hueber, 2007.
- Fritz, Gerhard: »Was können Geschichtsstudenten? Empirische Analysen von Kompetenzen und Defiziten, erhoben in den Jahren 2002–2007«, *Landesgeschichte in Forschung und Unterricht* 3 (2007), 27–59.
- Gogolin, Ingrid: »Das Leitbild öffentlicher Einsprachigkeit: ›common sense‹ in der bundesdeutschen Einwanderungsgesellschaft«. In: Gogolin, Ingrid (Hrsg.): *Das nationale Selbstverständnis der Bildung*. Münster; New York: Waxmann, 1994, 59–80.
- Hammer, Svenja: *Rezension* zu: Sick, Bastian: *Der Dativ ist dem Genitiv sein Tod. Folge 3: Noch mehr Neues aus dem Irrgarten der deutschen Sprache*. Köln: Kiepenheuer & Witsch, 2006 (KiWi 958), *Info DaF* 34, 2/3 (2007), 306–307.
- Humboldt, Wilhelm von: »Ueber das vergleichende Sprachstudium in Beziehung auf die verschiedenen Epochen der Sprachentwicklung« [1820]. In: Humboldt, Wilhelm von: *Über die Sprache*. *Reden vor der Akademie*. Hrsg. v. Jürgen Trabant. Tübingen; Basel: Francke, 1994, 11–32.
- Jäger, Siegfried: *Kritische Diskursanalyse. Eine Einführung*. 4. Auflage. Münster: DISS, 2004.
- Kaluza, Manfred: »Der Laie ist dem Linguisten sein Feind«. Anmerkungen zur Auseinandersetzung mit Bastian Sicks Sprachkolumnen«, *Info DaF* 35, 4 (2008), 432–442.
- Klein, Wolf Peter: »Darf man wirklich? Einwürfe zu: J. A. Bär, Darf man als Sprachwissenschaftler die Sprache pflegen wollen? Anmerkungen zu Theorie und Praxis der Arbeit mit der Sprache, an der Sprache, für die Sprache (ZGL 30.2, 222–251)«, *Zeitschrift für Germanistische Linguistik* 30 (2002), 396–401.
- König, Werner: »Welche Normen? Wessen Normen? Fünfzehn Sätze zu Info DaF 34, 5 (2007), 515–530«, *Info DaF* 35, 1 (2008), 61–63.
- Langer, Nils: *Linguistic Purism in Action. How auxiliary tun was stigmatized in Early New High German*. Berlin; New York: de Gruyter, 2001 (Studia linguistica Germanica, 60).
- Law, Claudia: *Sprachratgeber und Stillehren in Deutschland (1923–1967). Ein Vergleich der Sprach- und Stilauffassung in vier politischen Systemen*. Berlin; New York: de Gruyter, 2007 (Studia linguistica Germanica, 84).
- Löffler, Heinrich: *Germanistische Soziolinguistik*. Berlin: Schmidt, 1985. [3. überarbeitete Auflage 2005] (Grundlagen der Germanistik, 28).
- Maitz, Péter; Elspaß, Stephan: »Warum der Zwiebelisch nicht in den Deutschunterricht gehört«, *Info DaF* 34, 5 (2007), 515–526.
- Mattheier, Klaus J.; Radtke, Edgar (Hrsg.): *Standardisierung und Destandardisierung europäischer Nationalsprachen*. Berlin u. a.: Lang, 1997 (VarioLingua, 1)
- Meinunger, André: *Sick of Sick? Ein Streifzug durch die Sprache als Antwort auf den ›Zwiebelisch‹*. Berlin: Kadmos, 2008.
- Milroy, James: »Children Can't Speak or Write Properly Any More«. In: Bauer, Laurie; Trudgill, Peter (Hrsg.): *Language Myths*. London: Penguin, 1998, 58–65.
- Polenz, Peter von: *Deutsche Sprachgeschichte vom Spätmittelalter bis zur Gegenwart*. 3

- Bände. Berlin; New York: de Gruyter, 1994/1999/2000.
- Polenz, Peter von: »Streit über Sprachkritik in den 1960er Jahren«, *Aptum. Zeitschrift für Sprachkritik und Sprachkultur* 2 (2005), 97–111.
- Roggasch, Werner: »Antwort auf Péter Maitz / Stephan Elspaß und Einladung zur Diskussion«, *Info DaF* 34, 5 (2007), 527–530.
- Sándor, Klára: »Nyelvtervezés, nyelvpolitika, nyelvművelés« [Sprachplanung, Sprachenpolitik, Sprachpflege]. In: Kiefer, Ferenc (Hrsg.): *Magyar nyelv* [Die ungarische Sprache]. Budapest: Akadémiai Kiadó, 2006, 958–995.
- Schneider, Jan Georg: »Was ist ein sprachlicher Fehler? Anmerkungen zu populärer Sprachkritik am Beispiel der Kolumnensammlung von Bastian Sick«, *Aptum. Zeitschrift für Sprachkritik und Sprachkultur* 2 (2005), 154–177.
- Schneider, Jan Georg: »Das Phänomen Zwiebfisch. Bastian Sicks Sprachkritik und die Rolle der Linguistik«, *Sprachdienst* 52, 4 (2008), 172–180.
- Schwitalla, Johannes: »Kommunikative Funktionen von *tun* als Hilfsverb«. In: Günthner, Susanne; Imo, Wolfgang (Hrsg.): *Konstruktionen in der Interaktion*. Berlin; New York: de Gruyter, 2006, 127–151 (Linguistik – Impulse & Tendenzen, 20).
- Seidl, Claudius: »Der Zwiebfisch stinkt vom Kopf her«, *Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung*, 05.11.2006.
- Sick, Bastian: *Der Dativ ist dem Genitiv sein Tod. Ein Wegweiser durch den Irrgarten der deutschen Sprache*. 10. Auflage Köln: Kiepenheuer & Witsch, 2004.
- Sick, Bastian: *Der Dativ ist dem Genitiv sein Tod. Folge 2: Neues aus dem Irrgarten der deutschen Sprache*. Köln: Kiepenheuer & Witsch, 2005.
- Sick, Bastian: *Der Dativ ist dem Genitiv sein Tod. Folge 3: Noch mehr aus dem Irrgarten der deutschen Sprache*. Köln: Kiepenheuer & Witsch, 2006.
- Skutnabb-Kangas, Tove; Phillipson, Robert (eds.): *Linguistic Human Rights: Overcoming Linguistic Discrimination*. Berlin; New York: Mouton, 1994.
- Steger, Hugo: »Normprobleme«. In: Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung (Hrsg.), bearbeitet von Birgitta Mogge: *Die Sprachnorm-Diskussion in Presse, Hörfunk und Fernsehen*. Stuttgart: Klett, 1980, 210–219 (Der öffentliche Sprachgebrauch, 1).
- Wahrig. *Fehlerfreies und gutes Deutsch. Das zuverlässige Nachschlagewerk zur Klärung sprachlicher Zweifelsfälle*. Gütersloh: Bertelsmann, 2003 (Wahrig, 5).
- Wnendt, Werner: »Auswärtige Kultur- und Bildungspolitik und die deutsche Sprache«, *Info DaF* 35, 5 (2008), 445–452.

Péter Maitz

Péter Maitz ist Oberassistent am Lehrstuhl für Germanistische Linguistik an der Universität Debrecen (Ungarn). 2000 bis 2002 war er Mitglied des DFG-Graduiertenkollegs »Dynamik von Substandardvarietäten« der Universitäten Heidelberg und Mannheim und promovierte 2002 mit einer Arbeit über die Mehrsprachigkeit in der Habsburgermonarchie. Von 2006 bis 2008 forschte und lehrte er als Humboldt-Stipendiat an der Universität Augsburg. Seine soziolinguistischen Forschungen betreffen vor allem Fragen der Sprachgeschichte, Sprachvariation, Mehrsprachigkeit, Namenkunde, Sprachtheorie sowie sprachlicher Ideologien.

Stephan Elspaß

Stephan Elspaß war 1995 bis 1997 DAAD-Lektor an der Aston University in Birmingham (GB) und ist – nach Forschungs- und Lehrtätigkeiten in Münster, Kiel und Zürich – seit 2004 Inhaber des Lehrstuhls für Deutsche Sprachwissenschaft an der Universität Augsburg. Seine Lehr- und Forschungsinteressen liegen in den Bereichen Sprachvariation und -wandel, Soziolinguistik, Neuere Sprachgeschichte, (Historische) Grammatik, Sprachpolitik und Phraseologie.